

F. Wollny, Der Materialismus im Verhältnis zu Religion und Moral. Leipzig, Thomas, 1886. 66 S. gr. 8^o. M. 1,50.

»Zur Verbreitung einer gesunden und natürlichen Gedankenhaltung« ist dieses Schriftchen veröffentlicht; zu diesem löblichen Zwecke soll »bewiesen werden, dass der Materialismus dem Guten, welches sowol die Lehren der öffentlichen Moral als auch die religiösen Einrichtungen auf ihre Art zu erzielen trachten, nicht nur nicht feindlich, sondern gründlicher und auf bessere Art darauf hinführt, weil er der Wahrheit näher liegt.« Dieser Beweis wird zu geben versucht, indem der Grundriss einer Metaphysik, einer Erkenntnistheorie, einer Psychologie und einer Ethik auf einer Rundreise durch das Land der Philosophie hingeworfen wird, und zwar in zwei Absätzen. Von diesen lehrt der erstere, dass der Materialismus erst den Grundgedanken aller Religion rein herausstelle, da er »das Bewusstsein von dem Zusammenhang und von der Abhängigkeit des Menschen von der ihn umgebenden Natur wachrufe.« Der zweite Absatz kündigt, dass der Materialismus »einer gesunden, auf den Pfeilern der Gerechtigkeit und der Liebe stehenden Moral in keiner Weise hindernd im Wege stehe, vielmehr sie geradezu fördere.«

In der Einleitung bittet der Verf.: »Die anderer Meinung sind, mögen sich gegen die ausgesprochene Meinung des Verfs. tolerant erweisen«; ich komme diesem Wunsche nach, indem ich die Feder niederlege.
Greifswald. I. Rehmke.

Erziehung und Bildungswesen.

Alwin Reinstein, Die Frage im Unterricht. Zugleich Versuch einer praktischen Logik. 4. gänzlich umgearb. Aufl. von Chr. G. Scholz' Anleitung zur Frägbildung. Leipzig, Leuckart, 1886. VIII u. 167 S. 8^o. M. 1,50.

Dass die Frage eins der wichtigsten technischen Mittel für jeden Unterricht und insbesondere für den Elementarunterricht, wird schwerlich Widerspruch erfahren. Wenn man dieselbe jedoch zu einem ganz besondern Charakteristicum des Volksschulunterrichts erhoben hat, so macht man sich dabei einer Uebertreibung schuldig, welche sich zwar historisch begreifen lässt, aber vor einer umsichtigern Methodik nicht besteht. Gleichwol bleibt der Erwerb einer gewissen Gewantheit im Fragen und in der Behandlung der Antworten ein wesentliches Stück der formalen Bildung des Volksschullehrers, und es will uns scheinen, als ob das vorliegende Werkchen — die zweite Bearbeitung von Scholz' Anleitung zur Frägbildung — mehr dem Gefühle dieses Bedürfnisses als der Zweckmäßigkeit des Gebotenen seine Verbreitung verdanke.

Der Verf. trägt seinen Stoff in 7 Abschnitten vor. »1. Begriff der Frage. 2. Ergänzungsfrage, insbesondere Fragwörter. 3. Entscheidungsfrage. 4. Arten der Frage nach syntaktischen Gesichtspunkten. 5. Eigenschaften der Frage. 6. Fragearten. 7. Von den Antworten.« Ein Anhang bringt außerdem »einige ausgeführte Musterlectionen.« — Wenn wir auch nicht läugnen wollen, dass unter diesen einzelnen Rubriken mitunter zutreffende und brauchbare Belehrung zu finden ist, so können wir doch die Anordnung des Ganzen nicht billigen. Derselben fehlt der einheitliche, den ganzen Aufbau tragende Ausgangspunkt. Diesen könnte nur die Psychologie bieten. An eine psychologische Be-

handlung der Frage würde sich die logische anschließen und dieser die grammatische folgen. Nur so liefse sich anstatt einer bunten Menge receptartiger Vorschriften ein gewisses Maß von Einsicht schaffen, die allein im Stande ist, zu jenen Uebungen, die ja auch der Verf. für unerlässlich erklärt, anzutreiben. Denn die Beherrschung der subjectiven technischen Mittel wird überall davon abhängen, dass sich die sprachlichen, logischen und psychologischen Elemente der Bildung zu einer unbestimmt und sicher wirkenden Einheit zusammengeschlossen haben.

Kaiserslautern.

C. Andreae.

Philologie und Altertumskunde.

G. A. Grierson, Bihar Peasant Life, being a discursive catalogue of the surroundings of the people of that province. with many illustrations from photographs taken by the author. London, Trübner and Co., 1885. VI u. 431 S. gr. 8^o. geb. s. 15.

Zuverlässige, auf gründlicher Autopsie beruhende Darstellungen des modernen Volkslebens in Indien, besonders auf dem Lande, wo sich die alten Sitten am besten erhalten haben, sind für die indische Altertumskunde von hohem Werte. Sie bilden eine vortreffliche, oft unentbehrliche Ergänzung zu den Sanskritcommentaren, deren Verf. bei aller Gründlichkeit manches als selbstverständlich übergehen konnten, was europäischen Lesern der von ihnen commentierten Werke völlig ferne liegt. Solche Schilderungen sind daher gleich willkommen, ob sie uns von Indiern dargeboten werden wie z. B. G. Banerjees Darstellung indischer Hochzeitsgebräuche in seinen Tagore Lectures, Boses unterhaltendes Buch »The Hindus as they are« oder Mullicks Beschreibung des indischen Familienlebens, oder ob sie englische Verwaltungsbeamte zu Verfassern haben wie z. B. Sir J. Phears »The Aryan Village« und das vorliegende Werk. Diese Schilderung des Dorflebens in der Provinz Bihar ist nun aber nicht nur an und für sich meisterhaft, sondern übertrifft auch speziell an philologischem Gehalt alle mir bekannten ähnlichen Werke bei weitem. Man vergleiche nur den über 150 Seiten starken Index zu den im Text erklärten Bezeichnungen aus der Biharisprache mit dem kurzen Glossar in dem Anhang zu dem erwähnten Werke von Sir J. Phear. Für die Zuverlässigkeit des durchweg aus dem Volksmunde gesammelten sprachlichen Materials bürgt der Name des durch seine wertvollen linguistischen Arbeiten auch den deutschen Orientalisten wolbekanntem Verfs., für die Richtigkeit seiner Schilderungen seine durch vielfache administrative Tätigkeit erworbene Vertrautheit mit allen Volksschichten. Die streng wissenschaftlich gehaltene Darstellung begleitet in 1500 Paragraphen die Bauern- und Hirtenbevölkerung des alten Culturlandes Bihar von der Wiege bis zur Bahre und lehrt uns alle ihre Verrichtungen, Gewerbe, Geräte, Kleidungsstücke, ökonomische und politische Einrichtungen, Sitten und Gebräuche u. s. w. in den Originalausdrücken kennen. Um nur ein Beispiel dafür zu citieren, wie getreu neben den alten Sitten auch die alten Bezeichnungen sich erhalten haben, so ist savâsin oder suâsin »a married girl living in her father's house« offenbar identisch mit Sanskr. svavâsinî oder suvâsinî »ein halb erwachsenes, noch im Hause des Vaters weilendes verheiratetes oder unverheiratetes Frauen-

zimmer«. Die Commentare zu den alten Gesetzbüchern, namentlich die ungedruckten Commentare zu Manu, variieren noch mehrfach die soeben aus dem P. W. angeführte Erklärung. So soll es z. B. bedeuten »eine kürzlich verheiratete Tochter oder Schwiegertochter« (Medhâtithi, Râghavânanda, Kullûka, u. s. w.), »eine verheiratete, aber noch bei ihrem Vater wohnende Tochter« (Vijñâneçvara, Nandapañdita), »eine verheiratete Frau, selbst wenn sie schon Kinder hat, deren Vater oder Schwiegervater noch am Leben ist« (Govindarâja und »Anderer« bei Medhâtithi) u. s. w. Fast immer wird aber von diesen Commentatoren der Begriff der verheirateten Frau vorangestellt, was an den drei Parallelstellen bei Manu 3, 114 (nach der besseren Lesart) Vishnu 67, 39 und Yâjñavalkya 1, 105 auch durch den Sinn erfordert wird, da »junge Mädchen« dort besonders aufgeführt werden. Dies entspricht also ganz der von Grierson angegebenen Bedeutung der beiden modernen Wörter, und wir haben hier zugleich ein weiteres Zeugnis dafür, dass schon zur Zeit der Gesetzbücher wie nach der heutigen Sitte die jungen Mädchen sehr frühe verheiratet d. h. verlobt wurden, aber bis zum Eintritt der Pubertät im Elternhause blieben, wo sie dann svavâsinî »bei ihren Angehörigen wohnend« (dies ist die ursprüngliche Wortform, s. das P. W.) oder suvâsinî genannt wurden. — Besondere Hervorhebung verdienen noch die zahlreichen, höchst instructiven Abbildungen, die durchweg auf Photographien des Verfs. beruhen, bei deren Aufnahme derselbe durch den Aberglauben und das Mistrauen der Bevölkerung zahllosen Schwierigkeiten begegnete. Für dieses mustergültige Werk trifft der etwas abgebrauchte Ausdruck wirklich zu, dass es einem längst gefühlten Bedürfnis entgegenkommt; kein Indologe wird es ohne Belehrung aus der Hand legen.

Würzburg.

J. Jolly.

Αἰσχύλου Ἀγαμέμνων. Aischylos Agamemnon, griechischer Text und deutsche Uebersetzung von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmann, 1885. 115 S. gr. 8^o. M. 3.

Vor siebzig Jahren hat W. von Humboldt seine Verdeutschung des Agamemnon veröffentlicht, ein Meisterstück treuer Widergabe des Tones und der Rhythmen des Aischylos in der Sprache, die Voss, Goethe und Schiller gebildet, und nach Anleitung der Metrik, die Gottfried Hermann geschaffen hatte. Nach ihm haben, wie er selbst es für nötig erklärte, Andere auf gleichem Wege dasselbe Ziel erstrebt. Aber seitdem das Wesen der melischen Rhythmen vollständiger erkannt ist, hat ungeachtet der zunehmenden Biogsamkeit unserer Sprache sich der Zweifel erhoben, ob gegenüber den kunstvolleren Versgebilden griechischer Chor- und Einzelgesänge unbedingtes Anschließen an die Formen des Originals das rechte Mittel sei, in der Uebersetzung eine gleichartige Wirkung zu erzielen. Diesen Zweifel teilt auch U. v. Wilamowitz. Während er die einfachen Maße des Dialogs unverändert lässt, hat er diejenigen der Gesänge und auch die Anapäste durch andere Metra ersetzt, die durchschnittlich dem deutschen Ohre geläufiger sind, dabei aber Wechsel und Steigerung der Rhythmen und antistrophische Gliederung überall durchzuführen gesucht. Hierin und in dem ungezwungeneren Tone der Uebersetzung liegt das **Eigentümliche** des Werkes wol mehr als in den aller-

dings recht zahlreichen Emendationsvorschlägen, die zwar nicht selten durch kecke Phantasie bestechen, aber häufig auch, gegen die Ueberlieferung und den Gedankenzusammenhang des Dichters gehalten, sich erweisen als *δόκται — φέρονται χάριν μεταίαιαν*. Ich greife einige der einleuchtendern heraus (Verszählung nach v. W.). 556 *κακοστρώτους στίλους* (Ergänzung zu Meinekes *δυσαντίας* V. 555), ebenda die Umstellung von *πλέον*. 696 *κέλαρον* (Casaub.) und entsprechend 714 *λαμπρῶς ποικύθηρον*, 762 *δ' ἀπ' εὐθυδικῶν*, 868 *τειρηται* (Ahrens) *δέμας*, 949 *φύρονται*, 985 *ψάμμος ἄμπα*, 1052 *ἐξ εὐφρόνων — τρόπων*, 1270 *πάλα*, 1325 *χρέος φορεῖσι δεσποτῶν*. Stellenweise wird die Emendation zur Weiterbildung; so hat v. W. den Anapäten der Parodos hinter V. 103 zwei Systeme hinzugefügt, in deren Verlauf (leider ohne Spur in der Uebersetzung) namentlich die Worte *φρενὸς ἐκ γιλίας* gut angebracht sind als Anklang an 1491 und 1515, die aber den schon 99 ff. ausgesprochenen und 261 ff. wiederholten Gedanken ein drittes Mal ausdrücken. Die Zutat zu 1521 ff. verändert den Sinn in einer nicht zulässigen Weise; *οὐδὲ γὰρ οὐτος κτε* kann nur rechtfertigende Frage sein, und die Anaphora von *ἄτα* (1527) drückt lediglich den Begriff des Entsprechenden aus, wie *ξένωνος* und *ἐναίτια* 1116.

Die Uebersetzung bemüht sich nicht das altertümliche Gepräge aischyleischer Redeweise zu erhalten (ausgenommen etwa V. 692), sondern verwertet unbefangen die modernsten Ausdrücke und Wendungen, was mitunter freilich der feierlichen Würde des Originals Eintrag tut. Doch lässt man sich z. B. die Bezeichnungen unserer heutigen Militärsprache, aus denen eigene Feldzugserinnerungen des Uebersetzers deutlich herausklingen, gern gefallen, wo das Treiben der Sieger in der eben genommenen Stadt geschildert wird 332 ff. Einwandfrei ist die fast durchgängige Umsetzung polytheistischer Ausdrucksweise in monotheistische (182 f. 462. 470. 952. 961. 1424. 1486 f. 1563. 1578 f.); wenn irgend ein Dichter des Altertums, so fordert Aischylos auf zu solchem Verfahren. Mit glücklichem Griffe werden Anklänge an neuere Dichter (Shakespeare 1312. 1656. 1591, Goethe 1594 ff., Schiller 1124) oder an geflügelte Worte der Gegenwart (407 f. 872) herbeigezogen. Wortspiele, Paronomasien und sonstige auf bestimmter Wahl des Ausdrucks beruhende Sinn- und Klangwirkungen bildet v. W. selbständig und meistens geschickt nach; man beachte 681 ff. (Helena) 700 ff. (*κῆδος*) 1080 ff. 1085 ff. (Apollon) und die Symmetrie von 1156 f. mit 1167 f. Am besten geraten sind diejenigen Partien der *ῥῆσις*, in denen ein lebhaft bewegter oder derbkräftiger Ton herrscht, d. h. die meisten Reden der Klytämestra (281 ff. 855 ff. 1372 ff.), der Heroldsbericht (503 ff.) und namentlich Dialog und Wechselgesang der Kassandrascene. Dass freilich nicht selten Frische und Fluss der Nachdichtung auf Kosten der Genauigkeit gewonnen sind, und mit den Gedanken des Aischylos etwas willkürlich umgegangen wird, soll nicht verschwiegen bleiben. Ich nenne außer den schon anderweitig angefochtenen Stellen noch 817. 934. 1121. 1610. 1326. 1333, wo aber wol für »ihnen« zu lesen ist: *je ne m* (dem Glück). Hingegen rechtfertigt sich die Uebersetzung von 1060 f. durch das vorauszusetzende Geberdenspiel; der Einwand zu 1351, dass es unedel wäre, wenn viele Männer auf ein Weib eindringen,